SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Diesseits des Lustprinzips - über den Wandel des Sexuellen in der modernen Gesellschaft

Lewandowski, Sven

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Lewandowski, S. (2008). Diesseits des Lustprinzips - über den Wandel des Sexuellen in der modernen Gesellschaft. *SWS-Rundschau*, *48*(3), 242-263. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-233303

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:
This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.
By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Diesseits des Lustprinzips – über den Wandel des Sexuellen in der modernen Gesellschaft

Sven Lewandowski (Hannover)

Sven Lewandowski: *Diesseits des Lustprinzips – über den Wandel des Sexuellen in der modernen Gesellschaft* (S. 242–263)

Der vorliegende Essay analysiert sexuelle Wandlungsprozesse aus gesellschafts- und insbesondere systemtheoretischer Perspektive und führt diese auf die Differenzierungsform der modernen Gesellschaft zurück. In idealtypischer Weise werden zentrale Leitunterscheidungen und Schemata diskutiert, die das Verhältnis der abendländischen Gesellschaften zum Sexuellen bestimm(t)en. Gezeigt wird dabei, dass sich die Sexualität der modernen Gesellschaft im Wesentlichen an der Differenz Begehren/ Befriedigung sowie am Orgasmusparadigma orientiert und eine Umstellung auf einen Primat sexueller Lust, mithin auf Selbstreferenz stattgefunden hat. Illustriert wird diese Umstellung schließlich an den Phänomenen Selbstbefriedigung, Pornographie und Prostitution, deren Entwicklungen jeweils zum sexuellen Wandel beitragen als auch dessen Ausdruck sind.

Schlagworte: sexueller Wandel, Soziologie der Sexualität, moderne Gesellschaft, Ausdifferenzierung, Systemtheorie

Sven Lewandowski: *Within the Pleasure Principle – on the Social Change of Sexuality in Modern Society* (pp. 242–263)

The following essay analyses processes of sexual change from a social theoretical and especially systems theoretical perspective, and connects these to forms of differentiation in modern society. In an ideal-typical understanding the leading role differences and schemes, which determine(d) the relationship of occidental societies and of the sexual, are being discussed. It is shown that sexuality in modern society is mainly oriented towards the difference of desire/ satisfaction and the paradigm of orgasm. A shift in favour of the primate of sexual pleasure and sexual self-reference occurred. This change is being illustrated by analysing phenomena such as masturbation, pornography and prostitution – all of them contributing to sexual change as well as representing indicators for such trends.

Keywords: sexual change, sociology of sexuality, modern society, social differentiation, systems theory

1. Einleitung

Die zeitgenössische Sexualität zeichnet sich durch eine bislang unbekannte Vielgestaltigkeit und Buntheit aus. Um jedoch den Wandel des Sexuellen in der modernen Gesellschaft erklären und analysieren zu können, reicht es nicht aus, darauf zu verweisen, dass Sexualität befreit worden sei und sich sexuelle Verhältnisse und Verhaltensweisen individualisiert und pluralisiert hätten. Der vorliegende Essay unternimmt gegenüber derartigen Lesarten den Versuch, den Wandel der Sexualität auf sozialstrukturelle Entwicklungen zurückzuführen.

Zunächst werden hierzu die Genese der modernen Sexualität (Kap. 2) und die Lage des Sexuellen zwischen Intimisierung und Kommerzialisierung (Kap. 3) skizziert und mit der Differenzierungsform der modernen Gesellschaft verbunden (Kap. 4). Vor diesem Hintergrund wird in den folgenden Abschnitten das Konzept einer idealtypischen Abfolge verschiedener Leitunterscheidungen, mit denen Sexualität beobachtet wird bzw. wurde, vorgestellt und anhand einer Reihe relevanter Schemata wie Tugend/ Sünde, normal/ pervers und Begehren/ Befriedigung entfaltet (Kap. 5–9). Auf diese Weise wird gezeigt, dass sich die Sexualität der modernen Gesellschaft zunehmend von anderen gesellschaftlichen Einbindungen abgekoppelt hat und sich stattdessen an einem Primat sexueller Lust orientiert (Kap. 10). Schließlich wird die Bedeutung von Selbstbefriedigung, Pornographie und Prostitution für diese Umstellung und für die Genese der zeitgenössischen Sexualität exemplarisch analysiert (Kap. 11).

2. Die Genese der modernen Sexualität – ein kurzer soziohistorischer Abriss

Die zentrale These dieses Essays lautet, dass die Sexualität der modernen Gesellschaft diesseits des Lustprinzips stattfindet. Ihre Pluralisierung und Ausdifferenzierung als eigenständiger sozialer Sinnbereich verdankt sich *primär* der Tatsache, dass das Sexuelle für die moderne, funktional differenzierte Gesellschaft strukturell irrelevant geworden ist. Das Sexuelle kann freigegeben werden, weil sich die *Struktur* der modernen Gesellschaft nicht auf sexuellem Wege reproduziert.[1] Während die Stabilität stratifizierter[2] Adelsgesellschaften von der Einhaltung des Endogamieprinzips[3] und mithin von der Beschränkung sexueller Kontakte abhing, verliert das Sexuelle mit dem Übergang zur Moderne diese Bedeutung, wird aber zugleich zu einem strategischen Ansatzpunkt der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft. Indem der Bürger seine sexuellen Begierden einer rationalen Lebensführung zu unterwerfen weiß, grenzt er

1 Natürlich findet die Reproduktion der menschlichen Umwelt der Gesellschaft weiterhin im Wesentlichen sexuell statt.

2 Mit Stratifikation wird im systemtheoretischen Sprachgebrauch die Differenzierung einer Gesellschaft durch (geburts-) ständische, als unabänderlich verstandene Schichten (etwa Adel vs. Volk) bezeichnet. Der Begriff der Stratifikation ist also *nicht* mit dem modernen Schichtungsbegriff gleichzusetzen.

3 Im Gegensatz zu Exogamie bezeichnet Endogamie die Heirat bzw. Partnerwahl *innerhalb* der eigenen Verwandtschaft oder des eigenen Clans, hier: innerhalb adliger Kreise.

sich vom »ausschweifenden« Adel ab. Eng mit der Durchsetzung der bürgerlichen Gesellschaft ist die Entstehung jener Sexualitätskonzeptionen verbunden, die auch heute noch das Denken über Sexualität bestimmen: Neben der Vorstellung des Sexuellen als einer irrationalen Macht ist es vor allem das Konzept sexueller Identitäten, also die »Tatsache«, dass jeder Mensch eine Sexualität »*hat*« und diese ein zentraler Bestandteil seiner Persönlichkeit ist (vgl. u. a. Eder 2002, Foucault 1991/ 1976, Lewandowski 2004, insbes. 291–308).

Für die bürgerliche Gesellschaft, die mit dem Versprechen antrat, vernünftige Verhältnisse zu schaffen, ist das als irrational vorgestellte Sexuelle nicht nur ein individuelles, sondern auch ein gesellschaftliches Ordnungsproblem. Sie nimmt sich der Sexualität daher in doppelter Hinsicht an. Zum einen gilt es, sich durch die Ausgrenzung abweichender Sexualitäten (v. a. Homosexualität, »Perversionen«, autonome weibliche wie kindliche Sexualitäten) sexuelle Unordnung vom Leibe zu halten. Zum anderen bemüht man sich aber auch, unter den sexuellen Abweichungen Ordnung zu schaffen, indem man diese wissenschaftlich analysiert, differenziert und kategorisiert – paradigmatisch etwa Richard von Krafft-Ebings erstmals 1886 erschienene und später erheblich erweiterte *Psychopathia sexualis* (Krafft-Ebing 1997/1912, vgl. auch Freud 1981/1905). Ein wesentlicher Effekt dieser Ordnungsversuche liegt in der Verankerung des Sexuellen im Schicksal und im Selbsterleben des modernen Subjekts, das sich nun veranlasst sieht, sich nicht nur als hetero- oder homosexuell zu verstehen, sondern sein sexuelles Begehren als Ausdruck seiner Persönlichkeit zu begreifen.

Die bürgerliche Sexualordnung ist freilich nicht ausschließlich restriktiv, sondern führt im Kontext mit der Entstehung der romantischen Liebesvorstellung auch zu Lockerungen der sexuellen Normen wie des sexuellen Verhaltens und schließlich zu einer kulturellen Aufwertung der Sexualität. So werden etwa voreheliche sexuelle Kontakte eines sich liebenden Paares zunehmend als legitim betrachtet und Sexualität wird zugleich als ein Medium verstanden, in dem sich Liebe ausdrückt. Sofern romantische Liebe jenseits von Stand und Klasse gedacht wird, findet in ihr nicht zuletzt die bürgerliche Ideologie der Gleichheit aller Menschen ihren Niederschlag. Der romantischen Liebe gelingt es im weiteren Verlauf, mit der Vollentfaltung der bürgerlichen Gesellschaft um die Mitte des 19. Jahrhunderts zur einzig legitimen Voraussetzung von Sexualität zu werden und diese zugleich an das Konzept der bürgerlichen Ehe zu binden. Wer liebt, kann nun nicht nur schlecht Nein zur Ehe sagen (vgl. auch Luhmann 1982), sondern kann auch kaum sexuelle Kontakte ablehnen. Andere sexuelle Verhältnisse büßen hingegen an Legitimation ein.

An die bürgerlichen Prinzipien der Gleichheit und der individuell freien Partnerwahl knüpfen sexualmoralische Entwicklungen der zweiten Hälfe des 20. Jahrhunderts an, während zugleich das Konzept sexueller Identitäten, also die Vorstellung, dass sexuelles Begehren einen zentralen Kern der individuellen Persönlichkeit ausmacht, weiter an Bedeutung und alltäglicher Relevanz gewinnt.

3. Sexualität zwischen Konsensmoral und Kommerzialisierung

Den sexuellen Wandel der letzten Dekaden kennzeichnen eine Reihe paradoxer Entwicklungen. Sexualität ist zu einem massenmedialen Dauerthema geworden, hat aber an sozialstruktureller wie kultureller Relevanz verloren: Niemand erwartet oder befürchtet von einer »Befreiung« der Sexualität eine grundlegende Umwälzung sozialer Verhältnisse. Die alltägliche Sexualität hat sich entdramatisiert, ist pragmatischer und auch selbstverständlicher geworden. Andererseits wird Sexualität aber umfassend kommerzialisiert und die Hardcore-Pornographie spricht der Intimisierung des Sexuellen Hohn.

Die Sexualität der Gesellschaft ist somit durch eine eigentümliche »Spaltung« charakterisiert: Intimisierung und Privatisierung einerseits, Massenmedialisierung und Kommerzialisierung andererseits. Da sich die meisten Analysen des sexuellen Wandels aber entweder auf den einen *oder* den anderen Aspekt konzentrieren (Literatur in Lewandowski 2004, 29–141 sowie Lewandowski 2006), wird die Frage nach dem Zusammenhang beider meist nicht gestellt. Die Frage nach der »Einheit« der modernen Sexualität ist jedoch insofern von Bedeutung, als es offensichtlich nicht möglich ist, die Sexualität der Gesellschaft entweder aus Perspektive der Intimisierung oder der Kommerzialisierung des Sexuellen vollständig zu beschreiben: Intimisierung und Kommerzialisierung sind zwei nicht aufeinander reduzierbare Dimensionen, die sich in ihrer basalen Logik widersprechen. Intimität, hier verstanden als Kommunikationsweise (vgl. auch Luhmann 1982), zeichnet sich in ihrer exklusiven Ausrichtung auf eine *bestimmte* Person gerade dadurch aus, dass sie nicht marktgängig und folglich auch nicht kommerzialisierbar ist.

Paradigmatisch für Analysen, die auf die Intimisierung des Sexuellen abheben, ist Anthony Giddens' *Wandel der Intimität* (1992/ 1993). Giddens versteht Intimisierung als Demokratisierung privater Beziehungen, die ihre Idealform in der »reinen Beziehung« (*pure relationship*) finde. »Rein« seien diese Beziehungen insofern, als sie ihre Stabilität allein aus sich selbst gewönnen und nur aufgrund ihrer selbst willen aufrechterhalten würden. Auch folgten sie keinen hergebrachten Vorgaben, sondern zeichneten sich vielmehr dadurch aus, dass die Beteiligten *alles* selbst aushandeln müssten – gerade auch die gemeinsame Sexualität, die auf diese Weise unter das Paradigma der demokratisch verfassten Intimität gerät und zugleich zu einem ihrer Ausdrucksmedien wird.

Dadurch, dass Sexualität zwischen gleichberechtigten Beteiligten ausgehandelt werden muss, zugleich aber alle traditionellen kulturellen Vorgaben delegitimiert wurden, ist eine neue Konsens- oder Verhandlungsmoral entstanden, deren Kern eine Art »Legitimation durch Verfahren« bildet: Moralische Bewertungen beziehen sich *nicht* auf das Ausgehandelte, sondern auf den Prozess des Aushandelns. Die moralische Bewertung bezieht sich also nicht länger auf sexuelle Handlungen, Interaktionen oder Praktiken, sondern allein darauf, ob alle Beteiligten diesen zustimmen – erlaubt ist mithin alles, worauf die Beteiligten sich einigen können. Die alte Sexualmoral, die bestimmte Formen des Sexuellen prinzipiell gebilligt oder verdammt hat, wird damit

nicht einfach durch eine andere Sexualmoral abgelöst, sondern die neue Konsensmoral, die auf alle Lebensbereiche anwendbar ist und der nichts spezifisch Sexuelles anhaftet, besiegelt vielmehr das Ende *jeglicher genuiner* Sexualmoral (Schmidt 1998 und 2004).

Die Konsensmoral weist jedoch u. a. den blinden Fleck auf, dass sie sich Konsensfindung primär nach dem Muster eines herrschaftsfreien Diskurses vorstellt. Systematisch ausgeblendet wird demgegenüber, dass sich Konsens nicht nur diskursiv, sondern auch durch den Einsatz symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien wie Liebe, Macht oder Geld (Luhmann 1997, 316–396) herstellen lässt. Das Verschwinden der Sexualmoral macht somit den Weg frei für Verfahren der Konsenserzeugung, die jenseits des (Sexual-) Moralischen operieren und sich auch um eine moralische Bewertung dessen, worüber Konsens erzeugt wird, nicht zu kümmern brauchen. Sich auf bestimmte sexuelle Interaktionen aufgrund von liebesförmiger oder monetärer Kommunikation einzulassen, ist moralisch offensichtlich ebenso wenig verwerflich, wie sich für sexuelle wie nicht-sexuelle Tätigkeiten bezahlen oder lieben zu lassen. Die Befreiung des Sexuellen nicht nur von der traditionellen, auf sexuelle Praktiken bezogenen Sexualmoral, sondern von jeglicher Sexualmoral bildet somit zugleich die Bedingung der Möglichkeit seiner allseitigen ökonomischen Verwertbarkeit.[4]

Eine kapitalismuskritische Analyse des Sexuellen entfaltet paradigmatisch Volkmar Siguschs Theorie der neosexuellen Revolution. Charakteristisch für die neosexuelle Revolution ist das Auftreten neuer Begehrensformen und sexueller Praktiken – wie etwa S/M[5] oder cyber-sex – , die sich von alten Triebkonzepten, traditionellen Bindungen und geschlechtlichen Beschränkungen gelöst haben. Sigusch argumentiert, dass die moderne Sexualität aus dem Geist des Kapitalismus entstanden sei und somit nur mittels eines kapitalismuskritischen Ansatzes analysiert werden könne: »die Dissoziation der sexuellen und geschlechtlichen Sphäre, die Dispersion der sexuellen Fragmente und die Diversifikation der Lebensweisen bezeichnen Prozesse[6]…, die für den Kapitalismus charakteristisch sind. Sie resultieren aus der allgemeinen und enormen Veränderungsdynamik, die das kapitalistische Wirtschaften anstößt, benötigt oder zuläßt« (Sigusch 1998, 1226). Von besonderem Interesse ist schließlich Siguschs Argument, dass sich die »neosexuelle« Revolution der 1990er-Jahre vor allem der Tatsache verdanke, dass es für die kapitalistische Entwicklung gleichgültig sei, wie sich die einzelnen Menschen sexuell verhielten (ebd., 1227). Es ist insbesondere diese »Indifferenzthese«, die sowohl gesellschaftstheoretisch anschlussfähig ist als auch die zeitgenössische Individualisierung und Pluralisierung sexueller Verhaltens- und Lebensweisen zu erklären vermag.[7]

4 Allerdings auch – und das ist der blinde Fleck dieser ökonomiekritischen Position – für liebesförmige oder sexuell-selbstreferentielle, also rein an sexueller Lust orientierte Verwendungsweisen.

5 S/M meint Sadomasochismus – jedoch nicht im psychopathologischen Sinne, sondern als Form des »Lifestyle« bzw. als Paraphilie (abweichende sexuelle Präferenz, siehe dazu Fußnote 19).

6 Gemeint sind hier die Abspaltung (»Dissoziation«) des Sexuellen von der biologischen Reproduktion, die Zerstreuung (»Dispersion«) der alten einheitlichen Sexualität in eine Pluralität sexueller Lebensstile sowie die Ausweitung und Vervielfältigung (»Diversifikation«) sexueller Angebote und Optionen.

7 Siguschs Theorie der neosexuellen Revolution habe ich an anderen Stellen einer umfassenden Kritik unterzogen: Lewandowski (2004), 64–77 und Lewandowski (2007).

4. Funktionale Differenzierung, Selbstreferentialität und Individualität

Gesellschaftstheoretisch sinniger, als die These einer gesellschaftlichen Indifferenz gegenüber dem sexuellen Verhalten Einzelner aus der Entwicklung des Konsumkapitalismus abzuleiten, ist es, sie mit der Differenzierungsform der modernen Gesellschaft zu verbinden. Die Systemtheorie Niklas Luhmanns bietet hier zwei wesentliche, miteinander verbundene Ansatzpunkte: Die allgemeine Theorie funktionaler Systemdifferenzierung (Luhmann 1997) einerseits und die These der »Exklusionsindividualität« andererseits (Luhmann 1989).

Den Wandel von der traditionalen zur modernen Gesellschaft beschreibt Luhmann als eine Umstellung der primären Form gesellschaftlicher Differenzierung (vgl. zum Folgenden: Luhmann 1997, 595–865). Während die traditionale, stratifizierte Gesellschaft jedem Menschen einen bestimmten Platz fest zuwies, ist die moderne Gesellschaft durch eine Mehrheit autonom operierender Funktionssysteme – wie Wissenschaft, Wirtschaft, Politik, Religion etc. – charakterisiert. Diese konzentrieren sich jeweils auf die Erfüllung einer gesellschaftlichen Funktion und operieren jeweils anhand einer zentralen Leitunterscheidung.[8]

Das entscheidende Argument ist dabei, dass sich die jeweiligen Funktionssysteme an sich selbst orientieren, also selbstreferentiell operieren, und sich so von anderen Funktionssystemen abkoppeln: Wissenschaft interessiert sich nur noch für Wahrheit, Wirtschaft ausschließlich für Zahlungen, Politik nur für Machtchancen, Religion nur für transzendentale Bezüge usw. Diese Umstellung auf Selbstreferenz bedeutet in zweierlei Hinsicht einen Abbau von Fremdreferenzen: Zum einen versuchen die jeweiligen Funktionssysteme, »Einmischungen« von außen zu unterbinden, und zum anderen verlieren sie selbst die Möglichkeit wie die Kompetenz, in andere Funktionsbereiche zu intervenieren. Folglich entkoppeln sich die einzelnen Funktionsbereiche untereinander und geben all jene Lebenssphären frei, die nicht unmittelbar in ihren »Kompetenzbereich« fallen. Sie verhalten sich diesen gegenüber indifferent. So kann etwa Sexualität freigegeben werden, weil kein modernes Funktionssystem sein zentrales Problem in der Kontrolle des Sexuellen sieht. Sexualität ist für sie nur unter jeweils systemspezifischer Perspektive relevant, wie etwa im Falle der Politik im Hinblick auf Machtchancen, für Wissenschaft als wahrheitsfähiges Thema, für Wirtschaft im Hinblick auf ökonomische Verwertbarkeit.

Die funktional differenzierte Gesellschaft findet ihre Stabilitätsgrundlage schließlich in ihrem Differenzierungsprinzip und nicht, wie die traditionale Gesellschaft, in der festen Verankerung von Personen in geburtsständischen Schichten. Während man in stratifizierten Gesellschaften *entweder* adlig war *oder* dem Volk angehörte, kann die moderne Gesellschaft Personen *nicht* einzelnen Funktionssystemen zuordnen: Niemand ist nur an Wirtschaft, niemand nur an Politik, niemand nur an Wissenschaft, niemand nur an Religion beteiligt usw., und keine Person hat einen festen Platz in der

8 Im Falle von Wissenschaft wahr/ unwahr; im Falle von Wirtschaft: zahlen/ nicht zahlen; im Falle von Politik: Regierung/ Opposition; im Falle von Religion: Immanenz/ Transzendenz.

Gesellschaft. Die Unmöglichkeit, Menschen in einzelne Teilsysteme der modernen Gesellschaft *fest* zu inkludieren, bringt das Phänomen der »Exklusionsindividualität« hervor (Luhmann 1989). Mit diesem Begriff führt Luhmann moderne Individualisierungsprozesse auf die Umstellung der Gesellschaft auf funktionale Differenzierung zurück: Dadurch, dass Menschen kein unverrückbarer Platz mehr zugewiesen werden *könne*, würden Menschen freigesetzt und Individualisierung wie Pluralisierung möglich. Die Freiheit des modernen Menschen lässt sich somit als Korrelat der Struktur der modernen Gesellschaft verstehen. Dies gilt auch für sexuelle Freiheiten (vgl. auch Kap. 9 und 11).

5. Traditionelle Leitunterscheidungen

Die sozialstrukturell bedingte Freigabe des Sexuellen durch die moderne Gesellschaft begünstigt nicht nur einen Abbau fremdreferentieller Bindungen, sondern auch eine Umstellung der Sexualität auf Selbstreferenz: Sexuelles orientiert sich mehr und mehr an Sexuellem und immer weniger an externen Faktoren wie etwa Religion, Politik, Liebe oder Moral (Lewandowski 2004, insbes. 212–222). Dieser Wandel wird nachvollziehbar, wenn man – in idealtypischer Weise – die Verschiebungen derjenigen Leitunterscheidungen[9] betrachtet, die das Verhältnis der abendländischen Gesellschaften zum Sexuellen strukturieren.

In traditionellen Gesellschaften ist Sexualität in umfassende gemeinschaftliche Kontexte eingebettet; sie geht nicht nur die unmittelbar an ihr Beteiligten an, sondern ist Gegenstand sowohl religiöser als auch moralischer Bewertungen. Vor allem aber wird sie anhand der Unterscheidung von Ehre und Schande beobachtet. Ehre und Schande sind jedoch keine individuellen Kriterien, sondern beziehen sich auf die Gemeinschaft, der der Einzelne angehört. Jede Form der Schande tangiert somit die Ehre der Gemeinschaft.

Ehre und (die Möglichkeit der Schande) binden das Individuum sowohl in moralischer als auch sozialer Hinsicht an die Gemeinschaft. Das Verhalten der Einzelnen wird dadurch kontrolliert und beschränkt, dass im Falle von Verfehlungen sowohl Missachtung als auch Ausschluss aus der Gemeinschaft drohen. Da der Verlust von Ehre – die Schande – nicht nur den Einzelnen, sondern die Gemeinschaft als Ganze betrifft, ist derjenige, der sich unehrenhaft verhält, nicht nur ein unmoralisches Subjekt, sondern auch ein Verräter an der Gemeinschaft. Es geht, kurz gesagt, um kollektive Ehre, die durch das Verhalten Einzelner tangiert werden kann.

Nun lassen sich aus der Konzeption von Ehre und Schande zwar keine sexuellen Normen ableiten, aber das Konzept erklärt die Rigidität und die Vehemenz, mit der auf ihre Einhaltung geachtet wird. Da jegliches Verhalten, das als Fehlverhalten gedeutet werden *könnte*, nicht nur das Individuum betrifft, sondern auf die gesamte Gemeinschaft »zurückfällt«, wird der individuelle Bewegungsspielraum eng begrenzt und die

9 Zum Konzept der Leitunterscheidungen respektive der binären Codierung siehe Luhmann (1997), 359–393, 748–757.

allgegenwärtige Gefahr, die Ehre der Gemeinschaft zu schädigen, lässt abweichendes Verhalten unwahrscheinlich werden.

Von Ehre/ Schande unterscheidet sich das Schema Tugend/ Sünde durch seinen individualistischen Charakter. Der Sünder ist eine gänzlich andere *Sozialfigur* als derjenige, der Schande über seine Gemeinschaft bringt. Zwar hat auch die Sünde soziale Konsequenzen, aber der Sünder ist ein Gefallener, kein Verräter an der Gemeinschaft. Allerdings dreht sich auch die Unterscheidung von Tugend und Sünde nicht allein um moralisch gutes oder böses Verhalten: Der Sünder verstößt nicht einfach gegen moralische Normen einer Gemeinschaft, sondern gegen die göttliche Ordnung. Er ist ein von Gott Abgefallener und nicht lediglich ein der Gemeinschaft Abtrünniger. Dabei geht es aber nicht nur um eine Unterscheidung von tugendhaftem und sündhaftem Verhalten, sondern auch um das Verhältnis des Sünders zur Sünde: Während die erste Perspektive Verhaltensweisen prinzipiell im Hinblick auf ihre Sünd- oder Tugendhaftigkeit unterscheidet – etwa nach dem Muster: »Sexualität ist sündhaft, Keuschheit eine Tugend« – , rückt die zweite Perspektive das Verhältnis des Täters zur Tat in den Mittelpunkt. Sie eröffnet so das weite Spektrum der Analyse »sündiger Gedanken« und der Erforschung des Gewissens des (potenziellen) Sünders. Innerhalb der Konzeption von Tugend und Sünde erfolgt die Beschränkung sexuellen Verhaltens also nicht primär über die Gemeinschaft, sondern über Bindungen an religiöse Vorstellungen einerseits und das individuelle Gewissen andererseits. Der Übergang zu einer solchen Konzeption von Tugend und Sünde trägt dazu bei, das Individuum aus sozialen Einbindungen herauszulösen, es zur Seelenerforschung im Hinblick auf unkeusche Gedanken anzuhalten und so an der Genese des modernen sexuellen Subjekts zu beteiligen.

Einen weiteren Schritt in diese Richtung markiert der Übergang zur Unterscheidung moralisch/ unmoralisch. Während gegenüber Tugend/ Sünde auf den transzendentalen Bezug zunehmend verzichtet wird, rückt der Aspekt des Selbstverhältnisses in den Mittelpunkt: Moral bedient sich des Gewissens, wobei freilich der Gemeinschaftsbezug erhalten bleibt. Alle Kommunikationen, die die Werte »Achtung« und »Missachtung« auf Personen verteilen bzw. Anerkennung zuteilen oder verweigern, können als moralisch beobachtet werden (Luhmann 2008). *Was* dabei als moralisch oder unmoralisch gilt, ist demgegenüber – *für die soziologische Beobachtung* – gleichgültig. Die moralische Bewertung kann sich dabei sowohl auf einzelne Handlungen als auch auf die Weise ihres Zustandekommens beziehen. Entscheidend ist jedoch, dass mit dem Übergang zu einer Orientierung des Sexuellen an gewissensbasierten Moralkonzeptionen die Kriterien, nach denen die Werte »Achtung« und »Missachtung« zugeteilt werden, sozial flexibler werden können.

Den bisher behandelten Leitunterscheidungen ist gemeinsam, dass sie sich weder ausschließlich noch primär auf sexuelles Verhalten beziehen. Sexualität bildet für Ehre/ Schande, Tugend/ Sünde, moralisch/ unmoralisch nur einen Anwendungsfall unter anderen. »Näher« an Sexualität rücken zunächst jene Formen heran, die die Legitimation sexueller Handlungen von der Art der Beziehungen zwischen den sexuell Interagierenden abhängig machen. Dies gilt sowohl für die Unterscheidung von

ehelich/unehelich als auch für jene von liebesförmig/nicht liebesförmig. Im Unterschied zu den zuvor skizzierten Schemata liegt der entscheidende Referenzpunkt in der Beziehung der Beteiligten und weder in einer über sie hinausgehenden Gemeinschaft noch in religiösen Referenzen und auch nicht in individuellen Selbstverhältnissen.[10] Es ist die Orientierung an der sozialen Beziehung der Beteiligten – insbesondere die Differenz ehelich/unehelich, aber auch der Komplex der romantischen Liebe – , die das Verhältnis der bürgerlichen Gesellschaft zur *(legitimen)* Sexualität organisiert.

Schließlich gewinnt, teilweise parallel zur Orientierung an Ehelichkeit, teilweise im Widerspruch zu ihr, die Unterscheidung von reproduktiver und nicht reproduktiver Sexualität an Bedeutung (wie etwa pronatalistische Bevölkerungspolitiken oder Bewegungen zur Unterstützung unehelicher Mütter zeigen): Eine Konzeption, die die Reproduktionskomponente des Sexuellen normativ bevorzugt, wendet sich zunächst gegen all jene Konzeptionen, die Außersexuelles, wie etwa Homogamie[11] oder eine Anpassung an traditionelle sexualmoralische Normen, als Kriterien des Sexuellen heranziehen; sie trägt somit dazu bei, das Sexuelle aus anderen Einbindungen herauszulösen. Sexualität, zumindest reproduktive, scheint sich selbst zu legitimieren.

Dieser Konzeption liegt jedoch ein doppelter blinder Fleck zugrunde: Einerseits wird ausgeblendet, dass eine Vielzahl sexueller Praktiken und Formen nicht zur Empfängnis führt, und andererseits impliziert sie eine teleologische Konzeption des Sexuellen. Indem sie annimmt, dass Sexualität prinzipiell auf Zeugung angelegt sei, behandelt sie alle anderen sexuellen Formen als (interaktiv) vorläufig oder (normativ) minderwertig.

Bedeutsam für die historische Entwicklung sind aber die Delegitimierung anderer Leitunterscheidungen und die Tatsache, dass die Reproduktionsorientierung wesentlich sexualitätsnäher konzipiert ist. Historisch weichenstellend wird aber vor allem die Unterscheidung von normaler und perverser Sexualität.

6. Moderne Leitdifferenzen und das Konzept sexueller Identitäten

Die Unterscheidung von normaler und perverser Sexualität beginnt ihre Karriere in jener Zeit, in der die moderne Sexualform geprägt wird, also ab Mitte des 19. Jahrhunderts. Wie bei anderen Begriffen der Epoche fällt auf, dass das Normale über das Abweichende hergestellt wird: Erst durch die Ausgrenzung des Perversen bildet sich das heraus, was als »normal« angesehen wird. Aus dem Versuch, das »Normale« zu fassen, erklärt sich zugleich der Eifer, mit dem die perversen Sexualitäten untersucht, definiert, katalogisiert und ans Licht gezerrt werden. Es geht dabei nicht nur oder primär um die »Gesundheit« der Gesellschaft oder um die Abwehr einer Bedrohung durch perverse Sexualität, sondern um die Herstellung von Normalität und Ordnung, letztlich also um die Selbstversicherung der bürgerlichen Subjekte, normal zu sein. Die

10 Die Referenz auf die Gesellschaft wird jedoch über die soziale Legitimierung der Beziehung (Stichwort: bürgerliche Ehe) hergestellt.

11 Als Homogamie wird eine Ehe zwischen Gleichen bzw. Gleichgestellten, also etwa Angehörigen des gleichen Standes oder der gleichen Klasse bezeichnet.

Normalität aber, die sich die bürgerliche Sexualität gibt, verdankt sich der genauen Kenntnis des Perversen.

Ähnlich wie für das Konzept der Sünde ist für das Perversionskonzept das Verhältnis des Subjekts zu seinen Handlungen von zentraler Bedeutung. Es geht nicht nur darum, dass bestimmte sexuelle Handlungen als pervers gebrandmarkt, sondern darum, dass sie als Ausdruck einer spezifischen Persönlichkeit verstanden werden: So wird nun beispielsweise eine Person mit einer sexuellen Vorliebe für bestimmte Kleidungsstücke zu einem »Fetischisten«, wobei diese Vorliebe als Ausdruck und Ergebnis einer bestimmten Persönlichkeitsentwicklung verstanden wird. Der »Fetischist« kann, so die Vorstellung, aufgrund seiner Persönlichkeit gar nicht anders und ist deshalb behandlungsbedürftig, wobei die Behandlung an seiner Persönlichkeit anzusetzen hat. Indem perverse Sexualität – und schließlich Sexualität überhaupt – als Ausdruck des Subjekts verstanden wird, entsteht die Sozialfigur des Perversen und, parallel dazu, jene des Normalen, der sich jedoch seiner Normalität ebenso wenig sicher sein kann wie der Tugendhafte seiner Sündlosigkeit. Zwar lassen die Perversionen das Normale hervortreten, zugleich verunsichern sie aber die Normalen – einerseits durch die Möglichkeit, doch nicht vollkommen normal zu sein, und andererseits dadurch, dass die eigene Sexualität durch den Vergleich mit dem Perversen als kontingent, also auch als anders möglich, erscheint. Die beinahe krankhafte Suche nach der Abweichung bei anderen und sich selbst erklärt sich aus dieser Verunsicherung ebenso wie die Seelenerforschung des religiösen Menschen.

Wenn sie zunächst auch an die Differenz von normaler und perverser Sexualität anzuknüpfen scheint, so ist die Unterscheidung von Heterosexualität und Homosexualität anders strukturiert: Während in erstere Unterscheidung über den Umweg der (Psycho-) Pathologie eine moralische Bewertung gleichsam einschmuggelt wird, gibt sich letztere moralisch neutral. Gleichwohl ist sie in zweierlei Hinsicht asymmetrisch: Heterosexualität wird einerseits als das Normale gewertet und bleibt im Gegensatz zu Homosexualität, die als Abweichung konzipiert wird, weitgehend un(ter)thematisiert. Andererseits macht aber erst die homosexuelle Abweichung das Heterosexuelle sichtbar.

Die Unterscheidungen von normaler und perverser Sexualität sowie von Heterosexualität und Homosexualität bringen nicht nur neue sexuelle Identitäten, sondern überhaupt erst die Vorstellung hervor, dass sich im sexuellen Begehren und Handeln die persönliche Identität des Subjekts ausdrücke.

Die Unterscheidung heterosexuell/homosexuell impliziert darüber hinaus eine eigentümliche Verschiebung der Orientierung von Praktiken hin zu einer *ausschließlichen* Orientierung am Geschlecht des begehrten Objekts. Da sich weder Hetero- noch Homosexualität an bestimmten sexuellen Praktiken festmachen lassen, bedeutet dies eine beinahe vollständige Umorientierung auf Persönlichkeitsstrukturen respektive Identitäten. Ähnlich wie der Perverse ist der Homosexuelle nicht so sehr jemand, der bestimmte sexuelle Handlungen ausführt, sondern vielmehr ein Persönlichkeitstyp, ein Sozialcharakter mit einer spezifischen Identität (vgl. auch Foucault 1991/1976). Die Figuren des »Homosexuellen« und des »Perversen« werden zu jenen Dreh- und An-

gelpunkten, zwischen denen sich das bis heute wirksame Konzept der sexuellen Identitäten entwickelt.

Die Unterscheidung von Hetero- und Homosexualität ist aber nicht nur dadurch bedeutsam, dass das Geschlecht des begehrten Sexualobjekts zum wesentlichen *und* identitätsrelevanten Unterscheidungs- und Partnerwahlkriterium wird, sondern auch deshalb, weil sie *exklusiv sexualitätsbezogen* ist. Das Sexuelle ist für sie nicht nur, wie etwa für Konzepte wie Ehre/Schande oder Tugend/Sünde ein Anwendungsfall unter anderen, sondern das Sexuelle selbst wird zum Leitkriterium der Unterscheidung.

In dieser Entwicklung spiegelt sich einerseits die seit dem 19. Jahrhundert gestiegene soziale Bedeutung des Geschlechtlichen und andererseits eine Ausdifferenzierung des Sexuellen gegenüber anderen Sozialformen wider. Das Sexuelle gewinnt eine so starke Bedeutung, dass es von nun an eigene Identitätsformen hervorzubringen vermag.

7. Begehren/Befriedigung, das Orgasmusparadigma und die Autonomisierung des Sexuellen

Die Konzentration auf das Sexuelle im engeren Sinne und seine Verknüpfung mit subjektiven Identitäten, wie sie in den Figuren des »Perversen« und des »Homosexuellen« entwickelt und erstmalig »durchgespielt« wurde, ebnen den weiteren Weg der Entwicklung des Sexuellen. Während die moderne Gesellschaft Sexualität sozialstrukturell freisetzte, entwickelten psychiatrische, psychologische und sexualwissenschaftliche Diskurse im Verein mit sexualpolitischen Reformbewegungen und literarischen Schriften Vorstellungen und Semantiken des Sexuellen, die das Sexuelle als einen spezifischen Sinnbereich hervortreten ließen. Dieser unterscheidet sich von anderen sozialen Sphären und Systemen durch ihm eigene Kriterien, Bedeutungen und Werte und gerät somit von sich aus in Distanz zu diesen Sphären. Die Überzeugung, dass das Sexuelle nicht nur eigenen Gesetzen gehorche, sondern solchen auch legitimerweise gehorchen und folglich autonom sein *solle*, ist ein wesentliches Kind dieser Entwicklung. Die weitere soziosexuelle Evolution sollte der so eingeschlagenen Bahn insofern folgen, als sie sich im 20. Jahrhundert als gesellschaftsweite Durchsetzung eben jener Überzeugung gestaltete.

Seine emanzipatorische Dynamik verdankt der »Kampf« um das Sexuelle einer eigentümlichen Kombination der Idee, dass jeder frei sein sollte, seinem sexuellen Begehren zu folgen, mit der aus dem 19. Jahrhundert importierten Vorstellung, dass das sexuelle Begehren den Kern der individuellen Persönlichkeit des Einzelnen ausmache. Erst vor diesem Hintergrund wird Sexualunterdrückung als Einschränkung der freien Entfaltung von Individualität erlebt und letztlich als Menschenrechtsverletzung skandalisierbar. Entscheidend ist jedoch, dass der moderne Mensch eine Sexualität *hat*, die es zu entfalten oder gegebenenfalls zu »befreien« gilt: Während die sexuellen Revolutionen des späten 19. Jahrhunderts einen noch immer anhaltenden sexuellen Bekenntniszwang entfesselten, wurde im 20. Jahrhundert Sexualität in westlichen Gesellschaften zu einem Phänomen, dem niemand ausweichen kann: Es entstand ein

kultureller Imperativ, sexuell zu sein respektive eine Sexualität »zu haben«.[12] Damit werden aber zugleich auch jene das Sexuelle rahmenden Leitdifferenzen gesprengt, die bisher behandelt wurden. Ohne sie freilich vollständig zum Verschwinden zu bringen,[13] setzt sich nun ein Konzept durch, das einen radikalen Bruch implizit: das Orgasmusparadigma (Lewandowski 2001).

Die Bedeutung des Orgasmus (-paradigmas) ist eine doppelte: Der Orgasmus[14] strukturiert einerseits sexuelle Interaktionen und andererseits manifestiert sich in der primären Orientierung des Sexuellen am Orgasmus eine Abkopplung der Sexualität von anderen Leitdifferenzen und Sinnsphären. Das Orgasmusparadigma verhält sich gegenüber Sünde, Schande, Perversion wie auch gegenüber Reproduktion, Ehelichkeit und Hetero- oder Homosexualität absolut *indifferent* und ersetzt die Orientierung an diesen Schemata durch eine ausschließliche Orientierung an sexueller Lust: Legitim ist, was zum Orgasmus führt. Mit der Umstellung auf das Orgasmusparadigma stellt sich die moderne Sexualität auf Selbstreferenz um, so dass all jene Einbindungen und Strukturierungen delegitimiert werden, die sich nicht an sexueller Lust orientieren. Darüber hinaus verhält sich das Orgasmusparadigma indifferent sowohl gegenüber sexuellen Objekten als auch Orientierungen und Praktiken. Legitim ist, was zum Orgasmus führt – überspitzt ausgedrückt: egal mit wem, egal womit, egal wodurch.

Wenngleich das Orgasmusparadigma zunächst individualistisch ist – »jeder soll nach seiner Fasson sexuell glücklich werden« – , so sind seine Konsequenzen für die Sexualität der Gesellschaft insofern revolutionär, als sich die Sexualität der Gesellschaft zwar zwanglos in den Prozess der Individualisierung einschreibt, zugleich aber jeglicher sexualexternen Wertung des Sexuellen den Boden entzieht. Gegen sexuelle Lust lässt sich von nun an nur schwer argumentieren. Dem Orgasmusparadigma liegt die Unterscheidung zwischen Begehren und Befriedigung zugrunde. Die Verknüpfung von Begehren und Identität entstammt zwar dem 19. Jahrhundert; relativ neu ist jedoch, dass sich die Sexualität der Gesellschaft – *und nicht nur einzelner Gruppen, Stände oder Milieus* – primär an der Differenz zwischen sexuellem Begehren und sexueller Befriedigung orientiert: Der moderne Mensch *hat* nicht nur ein sexuelles Begehren, sondern dieses legitimiert ihn – von wenigen Ausnahmen abgesehen – auch zur Suche nach Befriedigung.

Im Gegensatz zu früheren Leitunterscheidungen abstrahiert die Differenz Begehren/Befriedigung vollständig von Sexualobjekten wie Sexualpraktiken und verhält sich diesen gegenüber indifferent. Sie ist somit universell anwendbar. Zugleich orientiert sie sich weniger an einer »Legitimation durch Verfahren«, als an Erlebnissen. Gerechtfertigt ist, was sexuelle Lust verschafft. Sie ist, moralisch betrachtet, hedonistisch orientiert, da es auf den Gewinn sexueller Lust ankommt. Die Frage, wie diese

12 Die Möglichkeit »glücklicher Asexualität« gilt demgegenüber als merkwürdig, wenn nicht als bedenklich, wie u. a. zunehmende Klagen über »sexuelle Lustlosigkeit« illustrieren.

13 Wie ja überhaupt nicht von einer vollständigen Ablösung vorhergegangener durch neuere Leitunterscheidungen, sondern nur von Primatsverschiebungen die Rede sein kann.

14 Hier und im Folgenden verstanden als kommunikatives, soziales Konstrukt, nicht als somatisches Ereignis (Lewandowski 2001, insbes. 202–206).

erzeugt wird, ist demgegenüber sekundär. Es geht also nicht um eine moralische Bewertung sexueller Praktiken und Begehrensformen, sondern der Bewertungsmaßstab ist der eines »praktischen Nutzens« im Hinblick auf sexuelle Lust. Daher ist das Orgasmusparadigma gewissermaßen »offen für alles« und die Pluralisierung der modernen sexuellen Welten kann wesentlich genau aus dieser Indifferenz gegenüber sexuellen Praktiken und der Wahl sexueller Objekte erklärt werden.[15]

8. Der sozialstrukturell bedingte Wandel der Leitunterscheidungen

Lässt man die behandelten Leitunterscheidungen Revue passieren, so fällt auf, dass ihre Verschiebung mit der Umstellung der Gesellschaft auf einen Primat funktionaler Differenzierung insofern »interagiert«, als letztere ersteren sukzessive die sozialstrukturellen Grundlagen entzieht (so wird etwa die Orientierung des Sexuellen an Ehre/Schande »sinnlos«, sobald sich Gemeinschaft und Gesellschaft voneinander ablösen). Wenn die Freigabe des Sexuellen die Reproduktion der Struktur der Gesellschaft nicht gefährdet, so entfallen der »soziostrukturelle Sinn« und die soziostrukturelle Legitimation von Semantiken, die Sexualität beschränken: Ihre Beschränkung lässt sich nun kaum mehr begründen.

Der Wandel der Sexualität besteht also nicht allein in einem Auswechseln jener Schemata und Leitunterscheidungen, mit denen das Sexuelle beobachtet wird. Es geht also nicht allein um Ideenevolutionen auf sexuellem Gebiet. Vielmehr spiegelt der Wandel der Schemata den sozialstrukturellen Evolutionsprozess in doppelter Weise wider: Einerseits reflektiert und plausibilisiert er die Ausdifferenzierung des Sexuellen semantisch und andererseits sind es eben die Prozesse funktionaler Systemdifferenzierung, die den nicht-sexuellen Leitunterscheidungen den Boden entziehen.

Während so einerseits die Diskurse der sexuellen Emanzipation und die Verschiebungen der jeweiligen Leitdifferenzen eine Ausdifferenzierung des Sexuellen als eigener Sinn- und Wertsphäre begleiten und ihr semantisch vorarbeiten, ist es andererseits die sozialstrukturelle Indifferenz der Funktionssysteme der modernen Gesellschaft gegenüber dem Sexuellen, die dem Wandel der Leitunterscheidungen den Boden bereitet und den Raum schafft, in dem sich das Sexuelle ausdifferenzieren kann.

Beim Blick auf die sexualitätsbezogenen Leitunterscheidungen fällt des Weiteren auf, dass diesen gemeinsam ist, dass sie sich inkongruent zueinander verhalten: Sie lassen sich nicht aufeinander abbilden, sondern aktualisieren unterschiedliche Perspektiven auf die Welt. Andererseits sind sie alle binär und asymmetrisch strukturiert: Einem Wert wird ein Gegenwert gegenübergestellt. Allerdings wird einer der beiden Werte präferiert: Tugend gegenüber Sünde, Ehre gegenüber Schande, Normalität gegenüber Perversion usw. und schließlich – merkwürdigerweise – Befriedigung

15 Es wäre freilich ein Missverständnis, wenn man annähme, dies alles gelte auch oder gar primär auf individueller Ebene. Zwar lässt sich auch auf individueller Ebene eine vergrößerte Bandbreite sexueller Praktiken und Verhaltensweisen sowie eine gestiegene Toleranz gegenüber sexuellen Abweichungen ausmachen. Die Analyseebene, die im Text angesteuert wird, ist aber die moderne Gesellschaft, nicht die der einzelnen Individuen.

gegenüber Begehren bzw. das Begehrenswerte gegenüber dem Nicht-Begehrenswerten.

Der jeweilige Gegenwert ist in allen Fällen unverzichtbar, da sich nur so ein vollständiges Beobachtungsschema ergibt – was wäre z. B. Ehre, wenn es nicht die Möglichkeit der Schande gäbe? Das Verhältnis von Wert und Gegenwert ist aber auch in der Hinsicht asymmetrisch, dass auf Seiten des Gegenwerts eine Vielzahl von Phänomenen vorkommt, während dem positiven Wert eine eher geringe Zahl von Verhaltensweisen zu entsprechen scheint: Es gibt viele Möglichkeiten der Schande, der Sünde und der Perversion, aber nur eine Ehre, nur eine Tugend[16] und nur eine Normalität. Hinter der Differenz zwischen Wert und Gegenwert verbirgt sich also auch ein Gegensatz von Singularität und Pluralität.

Aus dieser Perspektive betrachtet fällt auf, dass sexuelle Wandlungs- und Pluralisierungsprozesse immer auf der *negativen* Seite der jeweiligen sexualitätsbezogenen Leitunterscheidungen ansetzen: Die soziosexuelle Evolution läuft nicht über Ehre, Tugend, Ehelichkeit, Normalität, Heterosexualität usw., sondern findet ihre Ansatzpunkte ganz im Gegenteil auf Seiten der Schande, der Sünde, der Perversion, der Homosexualität etc. Ihr »variety pool«[17] befindet sich offensichtlich auf Seiten der moralisch deprivilegierten, ausgegrenzten und abweichenden Sexualformen. Der sozialstrukturell bedingte sukzessive Zusammenbruch der jeweiligen Leitdifferenzen dynamisiert nun einerseits den sexuellen Wandel und setzt damit andererseits nicht nur die bislang ausgegrenzten Sexualformen frei, sondern öffnet auch ihren »variety pool« für die allgemeine soziosexuelle Evolution.

Der Verschiebung der sexualitätsrelevanten Leitunterscheidungen lässt sich *idealtypisch* so rekonstruieren, dass die jeweils folgenden Leitunterscheidungen auf der *negativen* Seite der vorhergehenden ansetzen. Aus Sicht der Tugend ist beispielsweise die Unterscheidung von Ehre und Schande auf Seiten der Sünde angesiedelt, da auch ehrenhaftes Verhalten sündhaft sein kann. In ähnlicher Weise befindet sich die Differenz normal/pervers weit jenseits der Frage nach Tugend oder Sünde; sie ist aus deren Perspektive per se sündhaft. Umgekehrt bricht auch die Unterscheidung ehelich/unehelich mit dem Schema von Ehre und Schande, da sie impliziert, dass für eheliche Sexualität eventuell andere Kriterien gelten als für uneheliche.

Jede Leitdifferenz bricht mit der anderen und befindet sich aus deren Sicht auf Seiten ihres negativen Wertes.

Entscheidend ist aber, dass die soziale Evolution des Sexuellen über die jeweils negative Seite der Leitdifferenzen läuft. Es gibt, wie gesagt, viele Sünden, aber nur eine Tugend, viele Perversionen, aber nur eine Normalität, viele Formen des Begehrens, aber nur eine Befriedigung.

16 Die konkrete inhaltliche Füllung von Ehre und Tugend kann freilich kulturell wie zeitlich variieren. Den jeweiligen Konzepten ist aber inhärent, dass sie jeweils nur eine Handlungsweise als richtig anerkennen.

17 Der system- bzw. evolutionstheoretische Begriff »variety pool« bezeichnet jene Menge von Elementen, aus denen die (soziale oder biologische) Evolution Formen bildet und selektiert.

9. Moderne Leitdifferenzen: normal/pervers, heterosexuell/homosexuell, Begehren/Befriedigung

Um den zeitgenössischen sexuellen Wandel genauer fassen zu können, wenden wir uns im Folgenden drei wesentlichen moderneren Leitdifferenzen zu, nämlich Normalität/Perversion, Heterosexualität/Homosexualität und Begehren/Befriedigung.[18]

Die Unterscheidung zwischen normaler und perverser Sexualität ist insofern normativ, als das Normale als Norm fungiert, an der sexuelles Verhalten gemessen werden kann. Zugleich wird das Normale über das Perverse, das Perverse über das Normale definiert. Im Endeffekt wird die nicht-normale, also perverse Sexualität verdammt, kontrolliert und als behandlungsbedürftig angesehen, zugleich aber auch *freigegeben*. Hingegen wird die normale Sexualität einer wesentlich schärferen Kontrolle unterworfen, da das Normale nur als ein Produkt sozialer wie individueller Kontrolle entstehen kann: Man denke etwa an die zahlreichen Versuche des 19. Jahrhunderts, die weibliche Sexualität unter Kontrolle zu bringen und zwar auf eine Weise, die zugleich dem prostitutiven Sektor einen kontinuierlichen »Nachschub« gefallener Mädchen sicherte, wobei letzteren paradoxerweise teils erhebliche sexuelle Freiheiten eingeräumt wurden.

Die Kontrolle der Perversionen funktioniert hingegen etwas anders: Einerseits wird perverses sexuelles Verhalten unterdrückt, andererseits zerren Kontrolle und Selbstkontrolle es ständig ans Licht. Die Differenzierung und Evolution der perversen Sexualität*en* »lebt« *sowohl* vom Versuch der Kontrolle als auch von einem Freiraum, der der normalen Sexualität nicht eingeräumt wird. Dies ermöglichte auf dem Feld der abweichenden Sexualitäten Prozesse der Sonderevolution und Autonomisierung, wie sie sich etwa in einer Vielzahl sexueller Identitäten und Selbstbeschreibungen sexueller Minderheiten niederschlagen. Die Ausgrenzung bestimmter Begehrensformen und Lebensweisen als abweichend und pervers trieb diese in die Reflexion, während sich die »normale« Sexualität nur als das Andere des Abweichenden versteht und folglich an einem Reflexionsdefizit leidet.

Exemplarisch zeigt sich dieses Ineinander von Kontrolle und Freigabe in psychopathologischen wie psychoanalytischen Diskursen, die sich der Bekämpfung des Perversen und der Herstellung von Normalität verschrieben, *zugleich* aber den abweichenden Sexualitäten ein Forum der Selbstreflexion verschafften. Während also im Falle der Perversion die Tatsache der Abweichung einen Reflexionsanlass bietet, fehlt ein solcher bei der »normalen« Sexualität. Blockiert werden damit nicht zuletzt mögliche Differenzierungsprozesse auf Seiten der Normalität. Diese Blockade resultiert aber bereits daraus, dass jede Differenzierung auf Seiten der Normalität das Differenzierte in den Bereich der Abweichung bringt. Wenn beispielsweise heterosexueller Vaginalverkehr als Messlatte des Normalen gilt, so gerät bereits jegliche

18 Gegenüber den anderen angesprochenen Leitunterscheidungen zeichnen sich diese drei dadurch aus, dass sie noch immer von großer Bedeutung sind und daher als ernsthafte Kandidaten für die heutzutage beobachtungsleitende Unterscheidung moderner sexueller Verhältnisse in Frage kommen.

abweichende Präferenz, wie etwa orale Stimulation, in den Verdacht des Anormalen bzw. des Perversen… .

Jedenfalls fällt auf, dass sich all jene Entwicklungen, die sich im Laufe der sozialen Evolution der modernen Sexualität als »anschlussfähig« erweisen sollten, auf Seiten der Abweichung finden. Dies gilt insbesondere für das Konzept sexueller Identitäten und die Reflektion des sexuellen Begehrens als identitätsrelevant, aber auch für die Bedeutung des Sexuellen für den individuellen Lebensstil.[19]

Prominenter und den Alltag noch stärker durchdringend ist die Unterscheidung von Heterosexualität und Homosexualität. An dieser Unterscheidung fällt zum einen auf, dass sie Objektwahl und Identität zusammenfallen lässt (man ist heterosexuell oder homosexuell), und zum anderen ist die Unterscheidung insofern asymmetrisch, als Heterosexualität zwar kulturell privilegiert wird, aber im Gegensatz zu homosexuellen kaum reflektierte (nicht-perverse) heterosexuelle Identitäten auszumachen sind.[20] Während Heterosexualität vergleichsweise unbestimmt, ja inhaltsleer bleibt, findet sich im homosexuellen Milieu eine Vielzahl ausdifferenzierter Identitäts- und Begehrensformen. Auch bei der Unterscheidung von Heterosexualität und Homosexualität fällt also auf, dass die wesentlichen Differenzierungsprozesse auf derjenigen Seite stattfinden, die als abweichend konzipiert wird.[21]

Zwar ist die Unterscheidung von Hetero- und Homosexualität nicht im selben Maße kollabiert wie jene von normal und pervers; sie hat jedoch kulturell an Bedeutung verloren. Mag sich die überwiegende Mehrheit weiterhin an dieser Differenz orientieren, so ist ihre Bedeutung doch insofern zurückgegangen, als man weiß, dass sowohl Hetero- als auch Homosexualität vorkommen – und man mit dieser Tatsache gut leben kann. Weder Homosexualität noch Homosexuelle werden mit anderen Worten als Bedrohung der gesellschaftlichen Ordnung erlebt. Diese soziale Anerkennung von Homosexualität als Begehrensform und Lebensweise profitierte zum einen vom Kollaps der Perversionen (vgl. Fn. 19), zum anderen aber von der Umstellung der Sexualität der Gesellschaft auf die Leitunterscheidung von Begehren/ Befriedigung.

Die Unterscheidung von Begehren und Befriedigung richtet sich ausschließlich auf Sexuelles und nicht wie die Unterscheidung von Hetero- und Homosexualität auf das Geschlecht oder wie normal/ pervers auf Sexualobjekt und/ oder Sexualpraktik. Ihre Durchsetzung als zentrale beobachtungsleitende Unterscheidung indiziert nicht zuletzt die Ausdifferenzierung der Sexualität, also ihre weitgehende Abkopplung von anderen sozialen Einbindungen.

19 Die Unterscheidung von Normalität und Perversion ist zwar inzwischen weitgehend in eine Pluralität von als harmlos erachteten Paraphilien kollabiert; geblieben ist aber das Konzept sexueller Identitäten. Als Paraphilien bezeichnet die Sexualwissenschaft abweichende sexuelle Vorlieben, denen jedoch keine perverse Dynamik zugrunde liegt (Berner 1996 sowie Sigusch 2005, 110–119).

20 So existieren beispielsweise praktisch keine Bekenntnisbücher oder massenmedial aufbereitete Coming-out-Geschichten *Hetero*sexueller.

21 Wenngleich Homosexualität klassifikatorisch lange Zeit der Perversion zugeschlagen wurde, ließen sich die Unterscheidungen normal/ pervers und heterosexuell/ homosexuell allein schon deswegen nie zur Deckung bringen, weil die Existenz perverser Heterosexualitäten wie nicht-perverser Homosexualitäten kaum bestreitbar ist.

Die Differenz von Begehren und Befriedigung steht nicht nur orthogonal zu allen anderen Leitunterscheidungen,[22] sondern sie verhält sich – ebenso wie das ihr verbundene Orgasmusparadigma – *indifferent* gegen jegliche sexuelle Praktik und Objektwahl. Ihre leitende Frage ist nicht, was moralisch, pervers, sündhaft usw. ist, sondern ob eine Handlung, ein Objekt oder eine Praktik sexuell begehrenswert ist und vor allem: ob sie sexuelle Befriedigung verspricht. Die Orientierung der Sexualität der Gesellschaft am Orgasmusparadigma und an der Differenz von Begehren und Befriedigung entzieht allen anderen sexualitätsbezogenen Leitunterscheidungen die Grundlage. Der Effekt dieses Wandels lässt sich bereits an einem einfachen Alltagstest zeigen: Ganz offensichtlich ist es inzwischen moralisch bedenklich, den eigenen Körper sexuellen Interaktionen zur Verfügung zu stellen, die einem selbst keine Lust bereiten – ein Verhalten, das vor nicht allzu langer Zeit als Erfüllung der »ehelichen Pflicht« geradezu sittlich gefordert wurde. Der Umstellung der Sexualität der Gesellschaft auf einen Primat sexueller Lust entspricht mithin eine Form der sexuellen Selbstbestimmung, die sich an genau diesem Primat festmacht.

10. Diesseits des Lustprinzips

In *Jenseits des Lustprinzips* diskutiert Freud (1987/1920) die Frage, wie sich Handlungen erklären lassen, die dem Lustprinzip als *psychischem* Regulator widersprechen. Freuds Antwort liegt in der Postulierung eines Wiederholungszwangs und später eines Todestriebs. Einer soziologischen Theorie des Sexuellen geht es hingegen weder um psychische Systeme noch muss sie postulieren, dass Menschen prinzipiell nach Lust strebten. Sie braucht auch nicht der Annahme folgen, Kultur basiere primär auf der Unterdrückung »natürlicher« psychischer Triebe.

Der sexuelle Wandel der letzten Dekaden lässt sich jedoch als sukzessiver Abbau und Delegitimierung jener *sozialen* Verhältnisse und Blockaden analysieren, die das Sexuelle auf Bahnen *jenseits* des Lustprinzips zwangen. Die Ausdifferenzierung des Sexuellen als spezifischer sozialer Sinn- und Wertsphäre, seine Autonomisierung gegenüber nicht-sexuellen Einbindungen, die Umstellung auf einen Primat sexueller Lust und die Orientierung an der Unterscheidung von Begehren und Befriedigung sowie am Orgasmusparadigma illustrieren die Annahme, dass die Sexualität der modernen Gesellschaft nicht jenseits, sondern *diesseits des Lustprinzips* stattfindet.

Nicht gesagt ist damit, dass Sexualität nun immer und in jedem Falle lustvoll sei. Weiterhin gibt es sexuelle Zwangsverhältnisse, sexuelle Gewalt und Ungleichheit, und auch das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung ist faktisch noch nicht weltweit durchgesetzt. Postuliert wird jedoch, dass all jene Verhältnisse, die sich nicht dem Lustprinzip und dem Recht auf sexuelle Selbstbestimmung fügen, delegitimiert wurden, *eben weil* sie sich nicht dem Lustprinzip fügen.[23]

22 D. h. sie lässt sich weder auf diese abbilden noch zu ihnen parallelisieren, sondern weist sie zurück (vgl. auch Kap. 8).

23 Gerade die Verständnislosigkeit, mit der die moderne Gesellschaft auf sexuelle Verhältnisse und Verhaltensweisen reagiert, die sich nicht diesseits des Lustprinzips verorten lassen, zeigt dessen normative

Ähnlich wie im Falle sozialer Ungleichheit macht erst die gesellschaftsweite Durchsetzung des Lustprinzips als normatives Prinzip des Sexuellen jene sexuellen Formen und Verhältnisse sichtbar und inakzeptabel, die sich ihm nicht fügen. Das Lustprinzip als kulturelles Paradigma ist somit beides zugleich: normatives Prinzip und faktisches Regulativ der modernen Sexualität.

11. Die Bedeutung von Selbstbefriedigung, Pornographie und Prostitution für die Umstellung der modernen Sexualität auf den Primat sexueller Lust

Die Umstellung der Sexualität der Gesellschaft auf einen Primat sexueller Lust lässt sich paradigmatisch an drei Phänomenen illustrieren: am Aufstieg der Selbstbefriedigung zu einer legitimen und autonomen Sexualpraktik, am Diskurs der Pornographie und schließlich an der weitgehenden Freigabe der Prostitution.

Im Kampf des 19. Jahrhunderts gegen Onanie verknüpften sich medizinische, pädagogische und sexualpolitische Motive mit der Konstitution des sich selbst kontrollierenden bürgerlichen Subjekts. Implizit richtet sich dieser Kampf gegen die Ausdifferenzierung einer autonomen Sphäre des Sexuellen. Dabei ging es nicht nur um die Durchsetzung der bürgerlichen Ordnung, sondern auch um einen Kampf *gegen* ihre Konsequenzen, nämlich die funktionale Differenzierung der Gesellschaft.

Die sexuelle Selbstbefriedigung wurde so zum Schauplatz von Kämpfen, die sich im Kern um etwas anderes als um den (kindlichen) Körper und seine Lüste drehten. Zum Kampfplatz wurde sie, weil sie *die* fortpflanzungsferne Sexualpraktik *par excellence* und deshalb auch jene ist, die sich *ausschließlich* um sexuelle Lust dreht. Im Kampf gegen die Onanie ging es letzten Endes darum, eine Umstellung der Sexualität der Gesellschaft auf einen Primat sexueller Lust zu verhindern und so die Ausdifferenzierung des Sexuellen als autonomer Sphäre zu blockieren. Deshalb der Versuch, jeden Gedanken daran auszutreiben, dass Sexualität mit Lust verbunden sei *und* sexuelle Lust ein Prinzip der *sozialen* Organisation des Sexuellen sein könne. Der Kampf gegen die Onanie zielte darauf ab, die Sexualität der Gesellschaft *jenseits* des Lustprinzips zu halten und eine Ausdifferenzierung des Sexuellen »entlang« des Lustprinzips zu verhindern. Und die Methode, dies zu erreichen, lag in dem Versuch, Sexualität und Lust so weit wie möglich zu entkoppeln.

Wenngleich medizinisch unsinnig, so hatte der Kampf gegen Onanie im Hinblick auf den Wandel der Sexualität dennoch das richtige »Gespür«, als es nicht nur oder primär um individuelles Lustempfinden, sondern um das Organisationsprinzip der Sexualität der Gesellschaft ging – insofern nämlich sexuelle Selbstbefriedigung als eine

Durchsetzung an. So gilt bereits das Vorspielen eines Orgasmus und erst recht die Teilnahme an sexuellen Handlungen, die man eigentlich nicht wünscht, als prinzipiell verdächtig. Die Rechtfertigung, man habe es »aus Liebe« getan, mag allenfalls als »mildernder Umstand« akzeptiert werden, während die Aussage, man habe sich psychischem oder sozialem Druck gefügt, heftige Missbilligung auslöst. Mit anderen Worten: Nicht-sexuell motiviertes sexuelles Handeln ist unter Verdacht geraten. Es scheint innerhalb des aktuellen Sexualitätsdiskurses kaum möglich zu sein, jene nicht als Opfer zu konzipieren, die sich aufgrund von Liebe, sozialen Bindungen oder gegen Bezahlung an sexuellen Handlungen beteiligen.

»Einübung« in eine Orientierung am Primat sexueller Lust verstanden werden kann und lustvolle Erfahrungen mit ihr die Frage zumindest nahe legen, warum sich nicht auch andere sexuelle Formen am Lustprinzip orientieren sollten.

Die kulturelle Verdammung der Onanie ist heutzutage einer weitgehenden Akzeptanz und Verbreitung der sexuellen Selbstbefriedigung gewichen, die von einer »Ersatzhandlung« zu einer eigenständigen Sexualpraktik aufgestiegen ist, die mit der Paarsexualität friedlich koexistiert (Schmidt 2004, 62). Dieser Wandel kann als wichtiger Indikator des allgemeinen sexuellen Wandels dienen, wie sich überhaupt das Verhältnis einer Gesellschaft zur Sexualität an der kulturellen Einstellung zur Selbstbefriedigung ablesen lässt.

Während an Zeugung orientierte Vorstellungen Selbstbefriedigung ablehnen und paarzentrierte ihr zumindest skeptisch gegenüberstehen,[24] korrelieren positive bzw. indifferente Einstellungen zur Selbstbefriedigung mit der Umstellung der Sexualität der Gesellschaft auf das Lustprinzip. Selbstbefriedigung ist zugleich einer ihrer wesentlichen Ankerpunkte – ist sie doch eine wesentliche Erfahrungsquelle einer Sexualität, die sich allein um sexuelle Lust dreht. Interaktionstheoretisch gewendet dürfte es die Erfahrung mit lustvoller Selbstbefriedigung unwahrscheinlich(er) werden lassen, dass Formen der Paarsexualität hingenommen werden, die als nicht lustvoll erlebt werden.

Neben dem Wandel der Selbstbefriedigung ist auch die Entwicklung der Pornographie für die Umstellung der Sexualität der Gesellschaft auf einen Primat sexueller Lust von Bedeutung. Ähnlich wie Selbstbefriedigung führt Pornographie eine von anderen Bindungen abgelöste, allein am Lustprinzip orientierte, also selbstreferentielle Sexualität vor. Sie inszeniert, kurz gesagt, eine voll ausdifferenzierte Sexualität, in der es um buchstäblich nichts anderes geht als um Begehren und Befriedigung (vgl. auch Lewandowski 2003).

Die Bedeutung der Pornographie für den sexuellen Wandel liegt freilich nicht in einer *angeblichen* »Pornographisierung der Gesellschaft«, sondern darin, dass Pornographie zentrale Entwicklungslinien des sexuellen Wandels kenntlich macht, indem sie diese ins Extrem verlängert: Ihre Inszenierungen überspitzen die faktische Ausdifferenzierung des Sexuellen und die kulturelle Umstellung auf den Primat sexueller Lust. Pornographie fungiert so als *eine* Selbstbeschreibung der modernen Sexualität und zugleich als eine Semantik, die zur Plausibilisierung von sexueller Lust als einzig legitimem Motiv des Sexuellen beiträgt. Indem Pornographie eine Pluralität sexueller Formen und Möglichkeiten vorführt und somit die Vorstellungen untergräbt, dass es so etwas wie eine »richtige« oder »natürliche« Form der Sexuellen geben könne, lädt sie die Sexualität der Gesellschaft mit Kontingenz auf. Dadurch, dass Pornographie die Unendlichkeit sexueller Lustmöglichkeiten auslotet, konfrontiert sie die Sexualität des Einzelnen wie der Gesellschaft mit prinzipiell besseren oder zumindest anderen Mög-

24 Selbstbefriedigung beziehungsgebundener Personen galt nicht nur lange Zeit – vor allem gegenüber dem Partner – als ein zentrales Tabu, sondern sie widerspricht auch der romantischen Vorstellung, die Partner sollten alles miteinander teilen – gerade auch ihre Sexualität.

lichkeiten. Indem sie zeigt, dass alle Möglichkeiten, die sexuelle Lust versprechen, legitim sind, trägt sie dazu bei, sexuelle Selbstverständlichkeiten ebenso zu unterminieren wie Vorstellungen einer einzig »richtigen« Sexualität.[25]

Pornographie reflektiert, zusammenfassend gesagt, sowohl die Pluralisierung der zeitgenössischen Sexualität als auch die Umstellung auf den Primat der sexuellen Lust. Sie ist damit ein wichtiges Element des sexuellen Wandels und die weitgehende Freigabe der Pornographie zeigt den sexuellen Wandel auch insofern an, als die moderne Gesellschaft offensichtlich gut mit der Vorstellung leben kann, dass sexuelles Begehren und sexuelle Lust legitime Handlungsmotive sind.

Ähnliches gilt mutatis mutandis auch für die moderne Prostitution, die nicht ohne die Ausdifferenzierung des modernen, an monetären Zahlungen orientierten Wirtschaftssystems einerseits und einer autonomen Sexualität andererseits verstanden werden kann.[26] Entscheidend ist hier jedoch, ähnlich wie im Falle der Pornographie, *nicht* in erster Linie die ökonomische Verwertung des Sexuellen, sondern ihr Beitrag zum allgemeinen sexuellen Wandel.

Wie schon pornographische ist auch prostitutive Sexualität eine primär lustorientierte Sexualitätsform. Beide sind zwar insofern janusköpfig, als das Motiv der Nachfrageseite ein sexuelles, das der Angebotsseite jedoch ein kommerzielles ist; entscheidend ist aber, dass im Mittelpunkt des Angebots bzw. der Inszenierung der Primat sexueller Lust steht. Die offene Freigabe oder stillschweigende Duldung der Prostitution ist, so betrachtet, ebenso ein Indiz für die Umstellung auf den Primat der sexuellen Lust wie ihre Ausweitung seit dem 19. Jahrhundert ein Indikator für die gesellschaftsweite Expansion des Sexuellen war. Und ähnlich wie die Pornographie trägt sie zur Plausibilisierung und Durchsetzung der kulturellen Vorstellung bei, dass sich Sexualität nicht nur faktisch um Lust dreht, sondern auch ausschließlich um sexuelle Lust drehen *sollte*.[27]

In Analogie zur Selbstbefriedigung hat Prostitution den Effekt, dass sie traditionellen und fortpflanzungsorientierten Sexualformen die Möglichkeit (oder auch das Phantasma) einer rein lustorientierten Sexualität als Alternative gegenüberstellt. Prostitution, Pornographie und Selbstbefriedigung konfrontieren die *reale* Sexualität der Gesellschaft also mit einer Vielzahl besserer Möglichkeiten, aber auch – insbesondere im Falle der Selbstbefriedigung – besserer Erfahrungen. All jene Sexualitätsformen, die

25 Schließlich spielt Pornographie für die Konstituierung und Selbstbeschreibung sexueller Identitäten wie für die Ausdifferenzierung sexualmoralischer Milieus und insbesondere abweichender Sexualitäten eine bedeutende Rolle, indem sie das eigene Begehren nicht nur als legitim, sondern überhaupt erst als sinnvoll erscheinen lässt.

26 Damit ist nicht gesagt, dass es käufliche Sexualität nicht schon zuvor gab, wohl aber, dass sich die heutige Situation, in der Geld ein allgemein verbreitetes Tauschmittel geworden ist, mit der Situation vor der gesellschaftsweiten Durchsetzung der Geldmediums kaum vergleichen lässt. Erst die Ausdifferenzierung des modernen Wirtschaftssystems verwandelt (nahezu) alles in käufliche Waren und macht Käuflichkeit primär zu einer Frage des Preises.

27 Aus dieser Vorstellung resultiert auch das eigentümlich ambivalente Verhältnis zur Prostitution, das sich zwischen ihrer Anerkennung als Dienstleistungsgewerbe und dem Verdacht auf sexuelle Ausbeutung bewegt.

sich nicht primär an sexueller Lust orientieren, geraten bei einer solchen Konstellation unter Druck und haben in der modernen Gesellschaft entscheidend an Legitimität eingebüßt, während umgekehrt rein lustorientierte Formen an Legitimität gewonnen haben – darunter eben *auch*: Prostitution, Pornographie und Selbstbefriedigung. Es handelt sich bei dieser Entwicklung nicht zuletzt um einen sich selbst verstärkenden Prozess. Der Effekt ist jedenfalls eindeutig und kaum mehr umkehrbar: Die Sexualität der modernen Gesellschaft hat sich auf den Primat sexueller Lust umgestellt – sie findet *diesseits des Lustprinzips* statt.

12. Schluss

Die Umstellung auf den Primat sexueller Lust, die wir in diesem Text vor allem als makrosoziales Phänomen beschrieben haben, verändert auch sexuelle Interaktionen grundlegend. Das strukturierende Prinzip heutiger sexueller Beziehungen liegt in der »Suche« nach multiplen sexuellen Lustmöglichkeiten *für alle Beteiligten*. Sich einem anderen als Lustobjekt zur Verfügung zu stellen, ohne selbst Lust dabei zu empfinden, gilt umgekehrt als moralisch bedenklich. Die Suche nach sexueller Lust impliziert zugleich eine zumindest teilweise Abkehr vom Triebparadigma: An die Stelle der (schnellen) Befriedigung sexueller Triebe ist zunehmend eine Ausweitung der erotischen Komponente des Sexuellen getreten. Metaphorisch gesprochen wird dem biologischen Substrat des Sexuellen eine immer größere und auch ihm gegenüber autonome Sphäre der Sexualität bzw. des Erotischen abgewonnen. Am augenfälligsten wird dieser Prozess vielleicht an der weitgehenden Umwandlung der Perversionen in Paraphilien und am Siegeszug der »Neosexualitäten« (Sigusch 1998 und 2005, siehe dazu Kap. 3). Ebenso wie neue Formen der pornographischen Lust oder der Selbstbefriedigung haben sich diese nicht nur von der biologischen Reproduktion und dem Triebmodell, sondern teilweise auch vom Bezug auf Körperlichkeit respektive von der Fixierung auf Genitalien sehr weitgehend gelöst – man denke etwa an sadomasochistische Rollenspiele, Online-Sex oder fetischistische Praktiken.

Es wäre – auch im Sinne von Siguschs Theorem – freilich kurzsichtig, wollte man die »neosexuelle« Revolution darauf verkürzen, dass lediglich sexuell abweichendes Verhalten und paraphiles Begehren zunehmend an Akzeptanz gewonnen hätten. Die »neosexuelle Revolution« geht tiefer: Ihr Kern ist, dass die Neosexualitäten zum kulturellen Modell des Sexuellen schlechthin werden. So verstanden, geht es also nicht lediglich um ein – auch massenmedial zelebriertes – Sichtbarwerden neuer Begehrensformen, sondern um jenen grundlegenden Wandel der Sexualität der Gesellschaft, den wir als Umstellung auf das Lustprinzip respektive die Leitunterscheidung von Begehren und Befriedigung und damit auf das Orgasmusparadigma beschrieben haben. Zugleich ist es aber diese Umstellung in Verbindung mit der strukturellen Indifferenz der modernen Gesellschaft gegenüber dem Sexuellen, die der neosexuellen Revolution den Boden bereitet. Die Neosexualitäten zeichnet dabei aus, dass sie sich ausschließlich an sexueller Lust orientieren und *daher* als *kulturelles* Modell der zeitgenössischen Sexualität fungieren. Sie verkörpern in paradigmatischer Weise das Jenseits des Jenseits des Lustprinzips, mit anderen Worten: sein Diesseits.

Literatur

Berner, Wolfgang (1996) *Wann ist das Begehren krank? Vom Perversionsbegriff zur Paraphilie.* In: Zeitschrift für Sexualforschung, Nr. 1, 62–75.

Eder, Franz-Xaver (2002) *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität.* München.

Foucault, Michel (1991/ Orig. 1976) *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1. Frankfurt a. M. (5. Auflage).

Freud, Sigmund (1981/ Orig. 1905) *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. In: ders.: Gesammelte Werke, Bd. V. Frankfurt a. M. (6. Auflage), 27–145.

Freud, Sigmund (1987/ Orig. 1920) *Jenseits des Lustprinzips*. In: ders.: Gesammelte Werke, Bd. XIII. Frankfurt a. M. (9. Auflage), 1–69.

Giddens, Anthony (1992/ 1993) *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*. Frankfurt a. M.

Krafft-Ebing, Richard von (1997/ Orig. 1912) *Psychopathia sexualis*. München (14. Auflage).

Lewandowski, Sven (2001) *Über Persistenz und soziale Funktionen des Orgasmus (paradigmas)*. In: Zeitschrift für Sexualforschung, Nr. 3, 193–213.

Lewandowski, Sven (2003) *Internetpornographie*. In: Zeitschrift für Sexualforschung, Nr. 4, 299–327.

Lewandowski, Sven (2004) *Sexualität in den Zeiten funktionaler Differenzierung. Eine systemtheoretische Analyse*. Bielefeld.

Lewandowski, Sven (2006) *»I can't get no satisfaction«? Zum aktuellen Stand einer Soziologie der Sexualität*. In: Soziologische Revue, Nr. 1, 15–25.

Lewandowski, Sven (2007) *Die neosexuelle Revolution und die funktional differenzierte Gesellschaft. Eine Antwort auf Volkmar Sigusch*. In: Zeitschrift für Sexualforschung, Nr. 1, 69–76.

Luhmann, Niklas (1982) *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt a. M.

Luhmann, Niklas (1989) *Individuum, Individualität, Individualismus*. In: ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 3. Frankfurt a. M., 149–258.

Luhmann, Niklas (1997) *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.

Luhmann, Niklas (2008) *Die Moral der Gesellschaft*. Herausgegeben von Detlef Horster. Frankfurt a. M.

Schmidt, Gunter (1998) *Sexuelle Verhältnisse. Über das Verschwinden der Sexualmoral.* Reinbek.

Schmidt, Gunter (2004) *Das neue DER DIE DAS. Über die Modernisierung des Sexuellen*. Gießen.

Sigusch, Volkmar (1998) *Die neosexuelle Revolution. Über gesellschaftliche Transformationen der Sexualität in den letzten Jahrzehnten*. In: Psyche, Nr. 12, 1192–1234.

Sigusch, Volkmar (2005) *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*. Frankfurt a. M./ New York.

Kontakt:
info@svenlewandowski.de
www.SvenLewandowski.de